

Der Traum

Alles begann mit einem Traum.

Eleonore Offenbach sah sich in einer von Wasser überfluteten Landschaft, ein Fluss war über die Ufer getreten, das Wasser stand ihr bis zu den Knien, sie hatte die Hosenbeine ihrer Jeans hochgekrempt und ging zwischen Häuserreihen hin und her, schaute zwischen Häuserzeilen hindurch, sie spürte keine Panik und sah auch keine anderen Menschen. Wo sie ging, das war ihre Heimat, bekannte Landschaft, bekannte Häuser, das Wasser des Flusses, alles vertraut und doch zugleich verfremdet, verzerrt. In ihren Armen trug sie ein Kind, ihr Kind. Sie zeigte ihm die Häuser und das wild strömende Flusswasser, erzählte von ihrer eigenen Kindheit und deutete auf das eine oder andere. Plötzlich spürte sie an ihren Füßen eine leichte Unterspülung – etwas war anders, das Wasser war plötzlich von einer anderen Qualität, es schien weicher und wärmer zu sein, klarer. Verwundert blickte sie, das Kind in den Armen, nach unten, und entdeckte, dass sie in einer kleinen buchtähnlichen Ausformung gelandet war, und in diese angedeutete Bucht strömte ein Wasser von ihr bisher nicht bekannter Qualität. Sie erkannte es als das Wasser des Pazifiks, an dem sie bisher noch nie gewesen war, das sie aber schon seit Jahren zu sich hinzog in Bildern, Träumen, Texten. Sie deutete nun auf diese Unterspülung und erklärte ihrem Kind: »Und das ist das Wasser des Pazifiks!« Das Kind schaute, und, mit dem Kind auf den Armen, trat sie aus dem Wasser, aus dem Bild, heraus. Einer Bekannten, auf die sie traf, und die fand, sie und das Kind sähen derangiert aus, nass und

fleckig, wie sie seien, und mit aufgelösten, wirren Haaren, antwortete sie nur, dass das völlig normal sei, wenn man aus einer Überschwemmung herauskomme, glücklich und heil.

Beginn

Als ich dich kennen lernte, war alles einfach und klar. Ich sah einen braunen Pferdeschwanz und eine flirrende, kaum fassbare, kaum wahrnehmbare, sich verflüchtigende Realität um dich herum, etwas gleichsam Auratisches. Dann hörte ich deine Stimme, so hell, dass ich dachte, dies sei der Anfang der gesprochenen Worte, der Anfang *aller* gesprochenen Worte, ich fiel zurück in den Ursprung, fühlte ein Loch in meiner Seite klaffen und wunderte mich, plötzlich Adam zu sein, aus einem langen Schlaf zu erwachen, währenddessen mir eine höhere Macht dich aus dem Körper gezogen hatte, die fehlende Rippe. Ich bin, wie du weißt, kein religiöser Mensch, das, woran ich glaube, ist die Kunst, die Kunst als solche und insbesondere meine eigene Kunst. Aber in dieser ersten Begegnung mit dir war etwas Absolutes und Totales, wie ich es nie zuvor erlebt hatte. Ich versuchte, mich auf mich selbst zu konzentrieren – es war meine erste Einzelausstellung, gerade waren die eröffnenden Worte gesprochen worden, es gab Applaus und Gratulationen, das Publikum begann zu wandern, um meine Werke zu betrachten, die eine Flucht aus drei Räumen ausfüllten. Ich war ganz präsent, wurde von meinem Galeristen Besuchern vorgestellt – und plötzlich: Pferdeschwanz und Paradiesstimme. Deine Stimme hatte mich, im ersten Augenblick, in dem ich sie hörte, paralyisiert und aufgerissen, die Wunde, die sie mir zugefügt hat, spüre ich noch heute: unsichtbare Narbe an meiner Flanke, die nie verblassen wird. Deine Augen sprühten Feuer, als der Galerist dich mir vorstellte: Frau Eleonore Offenbach, Kunst- und Kulturkritikerin, sie ist hier, um über die Vernissage zu

schreiben, Matteo. Dein Händedruck war fest und sicher, ich hatte deine Hand gleich gern in meiner, am Liebsten hätte ich sie ganz bei mir behalten. Du stelltest dich vor und wir gingen, betrachtend, die Bilderreihen ab, hielten bei jedem Bild inne, du stelltest Fragen, ich erzählte. Du warst sehr gut vorbereitet, ich spürte, dass du dich schon in mein Werk eingearbeitet hattest und war erstaunt über all die Hintergrundinformationen, die du besaß – und über dein enormes Wissen, was Fragen und Themen der Kunst anging. Ich spürte, dass da ein offener Raum war, der mich anzog.

Als ich dich kennen lernte, wusste ich, dass etwas sich verändern würde, zwangsläufig. Ich war alleine gewesen, solange ich denken konnte, hatte nie mit einem Mann zusammen gelebt, hatte immer »den Falschen« geliebt, wie meine Freundinnen sagten. Als ich dich sah, sah ich zuerst die großen Hände, die neben dir zu stehen schienen wie zwei eigene Wesen, zwei Wächter, zwei Tiere. Diese Hände, dachte ich, diese Hände könnten etwas begreifen. Sie könnten *mich* begreifen. Einen kleinen Augenblick lang wurde mir schwindlig, es kam mir so vor, als sei ich in deinem Körper gewesen und käme nun aus deiner Seite heraus. Was für ein seltsames Gefühl. Diese klaffende Flanke – und ich aus ihr heraus geboren! Für dieses Gefühl habe ich bis heute keine Erklärung. Es ist ein Traum von Ewigkeit, eine Anmutung des Ungeheuren. Ich weiß nur, dass ich mich mit aller Kraft zusammennehmen musste, um Fassung und Haltung zu bewahren. Ich war aus beruflichen Gründen dort, sollte eine Kritik über deine Vernissage schreiben, hatte mich gut vorbereitet und in dein Werk eingearbeitet. Es war gar nicht so leicht, Informationen über dich zu sammeln. Als Künst-

ler hattest du noch kaum einen Namen, es gab verschiedene Ausstellungen, keine von ihnen eine Einzelausstellung, es gab wenig Textmaterial, und ich hatte wirklich gut recherchiert. Als ich wieder festeren Boden unter den Füßen gewann, stellte ich mich deinem Galeristen vor, der mich dann zu dir führte. Ich legte all meine Liebe in meine Augen, schon bei unserem ersten Händedruck. Meine Augen ließ ich Feuer speien, um mein Becken legte ich einen Ring aus Verlangen und Flirren, denn schon da war mir klar, dass ich dich haben wollte, als Mann, als Mensch. Mein Leben zurrte innerlich in einem einzigen Punkt zusammen, meine Zukunft stand in einem Augenblick der Geistesgegenwart vor mir und ich wusste, ich hätte sie nur zu greifen und ich wusste auch, ich *wollte* sie greifen, in jedem Fall, nichts und niemand würde mich davon abhalten. Da ich nichts vergessen kann, weiß ich noch jeden unserer Schritte, jedes deiner Worte, kann ich die Reihenfolge der Bilder, die wir abschritten, auswendig hersagen, wir begannen bei den kleinformatigen Siebdrucken und arbeiteten uns vor bis zu deiner jüngsten Arbeit, großflächig, schwarz, Variationen von Schwarz, ein Bild, das eine ganze Wand füllte. Ich war überrascht, dieses Bild hatte ich nicht erwartet. Deine anderen Bilder waren durchwirkt von der Leichtigkeit des Sommers, freie, weite Himmel und schimmernde Wasserflächen, Boote, Segelboote, hingetupft darauf, hingetupft wie leichte, sich verändernde, durchscheinende Wolken, sehr stimmungsvolle Bilder. Du hattest eine eigene Maltechnik entwickelt, die es dir ermöglichte, wie du sie nanntest, »Hauteffekte« im Gemalten zu erzielen, durchscheinende, lichthafte Qualitäten. Jetzt, im Gehen und Betrachten, erläuterst du mir diese Technik, was die Bilder nicht entzauberte, sondern, im Gegenteil, für mich noch geheimnisvol-

ler machte: Du arbeitetest mit bestimmten Pigmenten und Lacken, die in mehreren Schichten auf einen Holzgrund aufgetragen wurden.

Das schwarze Bild, großformatig füllt es allein eine Wand. Dunkelstes Schwarz, erst nach langem, intensivem Schauen kann das Auge Schattierungen entdecken und festmachen. Plötzlich, Irritation, ein winziges, an einem imaginären, von der Schwärze verschluckten Horizont dahinziehendes Boot – oder ist es eine Wolke? Das schwarze Meer könnte auch ein schwarzer Himmel sein. Der Sog des Schwarzen ist ungeheuer, er löst einen Taumel aus. Alles scheint in dieses Bild hineingezogen zu werden, gleichzeitig, paradox, scheint alles aus ihm heraus geboren zu werden, aus der Nacht, aus dem Nichts, das nicht wirklich ein Nichts ist, sondern differenzierte Schwärze, in Erscheinung zu treten. Boot oder Wolke? Auftauchend oder verschwindend? Ausgespien oder verschluckt? Es ist ein Spiel ohne Auflösung, ein prekärer Balanceakt, eine Schweben, eine Verflüchtigung. Fast schon ein Fluch. Als das Bild als Idee in mir entstand, als es langsam Gestalt anzunehmen begann in meinem Denken, war es mir zugleich unendlich fern und unendlich nah. Schwarz – eine Farbe, die bisher in meinen Bildern nur als kleiner Tupfen, als Linie, als Strich und immer gebändigt hier oder dort aufgetaucht war. Woher nun plötzlich dieser Sog? Ich wusste selbst nicht, was sich da zeigen wollte – Gegenpol in jedem Fall zu meinen bisherigen Arbeiten und dennoch ihre notwendige Ergänzung, ihre Fort-, Um- oder Neuschreibung. Ich begann zu malen und entdeckte das Schwarz vollkommen neu, all die Abstufungen und Grade von Helligkeit, von Dunkelheit, all die Farbwerte, die möglich sind in einer einzigen Farbe, die alles zu verschlucken scheint und mit de-

ren Psychologie und Wirkung ich mich bisher viel zu wenig beschäftigt hatte. Und dann dieses große Format! Auch dies unüblich für mich. Schwarz breitete ich alles aus, entfaltete sich ein Bild, in dem ich ganz steckte, ich trug die Schichten auf und spielte das Spiel dieser Schichten, wie ich es immer spiele, Verfahren, eigens von mir entwickelte Methode, um *Haut* zu erzeugen, die Haut eines Bildes, das lebt, atmet, Poren besitzt. Schwarze Haut, schwarze Bildhaut. Ich träumte von schwarzer Haut, wachte auf in den Nächten und sah im Dunkel meine Haut hell schimmern, erstaunt, dass sie noch immer ihre Weiße bewahrte. Im Traum war ich längst zu einem Schwarzen geworden, mit schwarzem Blut und schwarzen Knochen, durchdrungen von Schwarz bis in die kleinste Zelle. Zuletzt die Idee eines winzigen weißen Fleckens. Weiß, das geschluckt wird, ausgelöschtes Licht. Weiß, das geboren wird aus dem tiefsten Dunkel einer Nacht, die Jahrtausende zurückliegt. Wann entstand das erste Licht? Warum denke ich, dass die Dunkelheit vor dem Licht existierte, das Chaos vor der Ordnung, vor dem Trennenden, vor der Unterscheidbarkeit? Ein alter Schöpfungsmythos, an den ich glaube, der mir evident erscheint. Und dennoch ist nichts wirklich klar. Also, der weiße Flecken, ich gab ihm keine genaue Gestalt, so bleibt das Rätsel, Boot oder Wolke, sicher ist er beides und sicher ist er beides nicht. Er ist beides und noch viel mehr als beides, er ist die wahre Unendlichkeit, der Sieg des Lebens über den Tod, er ist die Hoffnung, die erst dann entsteht, wenn alles verloren wurde, die Hoffnung, die sich nicht auslöschen lässt, die Hoffnung, die ganz am Anfang und ganz am Ende steht.

Als ich mit dir vor diesem Bild stand, hatte ich die Vision, dass ein Schatten sich auf uns lege und unsere Haut mit

Schwärze erst ummantele, dann versehre. Ich fühlte mich unwohl vor diesem Bild und wollte nach einem kurzen Verweilen weitergehen. Wie ein großer Schlund erschien es mir und ich versuchte, mich, in allem Missbehagen, ganz auf den winzigen hellen Kontrapunkt zu konzentrieren, der mich aus dem gefährlichen Sog des Bildes heraus retten könnte wie ein Boot oder eine Insel den Ertrinkenden aus dem Ozean. Ich redete mir ein, dieser Punkt sei die Keimzelle von allem, das Schwarz sei aus ihr heraus entstanden, das Licht sei vor dem Dunkel existent gewesen. Dies war mein einziger Haltepunkt. Und doch drängte es mich, weiter zu gehen, aber ich spürte, dass du von etwas gebannt warst, von etwas, das in diesem Bild war und das zugleich über dieses Bild hinausging. Ich sah, dass die Haut dieses Bildes *deine* Haut war, identische Stofflichkeit, identisches Gewebe. Meine Fingerspitzen zucken, weil ich dich berühren will, weil ich sie berühren will, deine Haut und die Haut dieses Bildes. Ich will sie berühren, meine Hände werden groß wie Sonnen, ich muss die Finger spreizen, so heiß sind meine Hände. Ich brauche Luft. Ich will weglaufen, weil ich bereits ahne, dass es mich versengen wird, dass, nach der Berührung, nichts von mir übrig geblieben sein wird, dass ich zu Asche werde wie dieses Bild. Ich laufe nicht, obwohl ich will.

Ich spüre, dass der Wunsch, dich zu berühren, immer größer wird. Noch sind zahlreiche Leute vor den Bildern, in den Räumen, die Vernissage ist in vollem Gang, der Galerist ist zufrieden und es ist nicht daran zu denken, jetzt schon zu verschwinden. Zugleich weiß ich, dass ich es nicht mehr lange werde aushalten können, ich will dich endlich in den Arm nehmen. Wenn es nicht um meine Kunst geht,

bin ich meist der klassische Bedenkenträger, ich vertage anstehende Entscheidungen und verschließe vor Dingen, die notwendig zu tun sind, die Augen. Was das Ansprechen und Verführen von Frauen angeht, bin ich nicht so elegant und geschmeidig, wie ich es mir wünsche. Jetzt wundere ich mich über meine Offenheit, die mich dir sagen lässt, dass ich dich gerne nach der Vernissage noch auf einen Drink einladen möchte. Für einen Augenblick erklingt ein helles Lachen, der Pferdeschwanz wippt. Alles ist klar, alles unabänderlich.

Stimme aus dem Off, die Erste

Jemand, sagen wir ein Mann und eine Frau, verlässt einen Ausstellungsraum. Die Frau hat sich beim Mann eingehakt, jetzt gehen sie durch die Straßen, gehen am Fluss entlang, weit erstreckt sich der nächtliche Himmel, die Geräusche der Stadt vermögen das Paar nicht zu erreichen, das jetzt in eine Nebenstraße einbiegt. Was haben die beiden sich zu sagen? Wir wissen es nicht, denn wir sind nur Beobachter, Zeugen, dazu verdammt, in Unsichtbarkeit zu verharren und das Geschehen von wechselnden Standpunkten aus zu kommentieren. Wer uns unsere Rolle zugeteilt hat, wissen wir nicht. Überhaupt wissen wir nur wenig, auch über uns selbst. Wir sind Wesen ohne Persönlichkeit und sprechen von uns selbst im Plural. Wir wissen mehr, als ein Mensch je wissen und denken kann, und doch wissen wir nichts. Dass alles unaufgelöst bleibt, ist unser permanenter, unhörbarer Gesang. Wir sind hier und dort, und doch sind wir nicht. Sind nicht in einer Weise, die »Sein« genannt werden könnte. Niemand sah uns je, und doch existieren wir.

Jetzt, sehen wir, dreht der Mann sich zögernd um, als spüre er die Anwesenheit von etwas. Die Frau scheint es auch zu spüren. Beide verlangsamen ihren Schritt und stehen vor einem Haus, das viele Wohnungen hat. Die Zweige der Weiden bewegen sich leicht, die Wasseroberfläche des Flusses kräuselt sich sacht, all das geschieht tonlos, gedämpft, wie in Zeitlupe. Wir hören nicht das Rauschen der Zweige und das Plätschern des Flusses, all das bleibt uns verborgen. Mann und Frau nehmen sich jetzt bei der Hand und ihre Gesichter kommen sich sehr nah, bis sie zu *einem* Gesicht werden, dessen Konturen verwischen. Für einen Moment

fällt die Zeit aus ihrer Kontinuität heraus. Da läuft ein Riss durch die Welt, den keiner sieht. Tagtäglich geschehen viele solcher Risse. Jemand, sagen wir die Frau, löst ihre Lippen von denen des Mannes, ihre Hände aus seinem Nacken, holt aus ihrer Tasche einen Schlüssel hervor und öffnet die Tür, nur sie beide hören das Aufspringen des Schlosses. Jemand, sagen wir ein Paar, das sich vor diesem Abend nicht einmal kannte und das doch nie ohne einander war, wird von der Tür eines Hauses verschluckt, dessen Räume wir nicht kennen, verschwindet hinter Wänden, die für uns undurchdringlich bleiben.

Zusammen

Drei Jahre sind eine lange Zeit. Sie reichen aus, um etwas entstehen zu lassen, etwas, von dessen Existenz man vorher nichts wusste. Drei Jahre sind eine lange Zeit. Zeit genug, um einen Menschen zu begreifen, ihm nahe zu kommen, ihn zu entziffern, Zeit genug, sich hinzugeben und sich aufzublättern für diesen Menschen. Zeit auch, um sich zurückzuziehen und wieder man selbst zu werden, ohne den anderen. Drei Jahre sind eine kurze Zeit. Ehe man sich versieht, sind sie schon vergangen und dahin, ohne dass etwas geblieben wäre als ein weiterer winziger und unbedeutender Abschnitt in der Chronologie der Dinge.

Ich stehe am Rheinfall in Schaffhausen, auf einer erhöhten Plattform, ich schaue in das reißende, aufschäumende und sich aufbäumende Wasser, in gefährliche Strudel. Das Getöse nimmt mir den Atem, es durchdringt meinen Körper, findet Eingang in mich noch durch die letzte Pore. Ich muss mir Mühe geben, auf meinen Füßen sicher zu stehen. Erst klammere ich mich ans Geländer. Dann, später, lasse ich mich frei. Ich genieße den Schwindel. Ich genieße den Wirbel in Kopf und Körper, ausgelöst durch diese Masse ungebändigten Wassers. Kleine Regenbögen springen auf. Feiner Sprühregen liegt in der Luft. Der Schaum des Wassers wird zu Trockeneis an jenen Stellen, wo die Strudel am gewaltigsten sind. Ein spektakuläres Schauspiel!

Das reißende Wasser. Die Versuchung ist groß, mich über das Geländer fallen zu lassen, in den Strudel hinein, mich hinabziehen zu lassen und nie wieder aufzutauchen. Oder

erst dort, wo das Wasser wieder glatt ist und klar, von einer grünlich-bläulichen Farbe, aufzutauchen als ein von Wasser durchdrungener, vom Wasser getöteter Körper, Wasserleiche, die Lunge von Wasser zersprengt. Doch das ist nicht die eigentliche Versuchung, denn ich will leben. Leben, auch wenn ich nicht weiß, wofür. Leben, auch wenn ich nicht weiß, für wen und zu welchem Ziel. Ich will leben. Dafür muss ich einen Fremdkörper abwerfen, den zu tragen mir unmöglich geworden ist. Er hat meinen Finger deformiert, Haut und Fleisch zusammengedrückt. In meinen Finger ist der Reif eingedrückt als ein Stigma. Erst als Verheißung, dann als Verletzung und Zeichen eines falschen Weges, der nicht meiner ist. Ich weiß, dass ich diesen Ring nicht mehr tragen will. Ihn hier ins Wasser zu werfen, welche Befreiung! Ich stelle mir seinen Weg vor, vom Strudel erfasst und fortgerissen, im ruhigeren Fließen auf den Boden sinkend, langsam, unendlich langsam herabsinkend, eintauchend in den alles verschlingenden, furchteinflößenden Grund. Der Ring, das Symbol unserer Liebe, das Symbol ihrer Endlosigkeit, ich will ihn nicht mehr. Das hier erscheint mir als sein wahrer Wert, sein eigentliches Ziel, hier, in diesem Wasser, auf diesem Grund, wird er zu seiner Bestimmung finden, hier wird sich an ihm erfüllen, was sich im Leben, in meinem Leben, an ihm nicht erfüllt hat. Ich ziehe ihn mir vom Finger, langsam, Millimeter für Millimeter. Ich drehe ihn hin und her. Ich halte ihn in der Hand und sehe das Gold glänzen. Sehe noch einmal deine Schrift in seinem Innern, deine Schrift und ein Datum. Es ist zu spät, für alles. *Ein Leben*, es hat sich nicht erfüllt. *Ein Traum*, er ist zerplatzt. Ich spiele mit dem Ring zwischen Daumen und Zeigefinger. Ich lasse die Sonnenstrahlen sich im Metall verfangen und schaue hindurch, durch ihn hindurch auf das Wasser,

er fängt das Tosen ein. Soll ich ihn werfen oder einfach fallen lassen? Er wird schön ruhen in seinem Bett! Wenn du etwas liebst, dann gib es frei. Kommt es zu dir zurück, gehört es dir für immer. Kommt es nicht zurück, hast du es nie besessen. Ich gebe ihn frei. Ich habe ihn geliebt, diesen Ring, aber er wird nicht mehr, nie mehr, zu mir zurückkommen. Weil ich es nicht will. Besessen habe ich ihn nie. Ich lasse ihn fallen. Regenbogen, Trockeneis, Sprühregen verschlucken ihn, nachdem die Sonne ihn ein letztes Mal aufblitzen lässt. Das Rauschen löst ihn auf, löscht ihn aus.

Drei Jahre sind eine kurze Zeit. Jetzt, da ich sie betrachte, erscheinen sie mir wie *ein* Tag. Nach der Nacht, unserer ersten Nacht, kam ein Tag, der für mich das Glück neu definierte. Ich hatte dich als meinen Mann erkannt, von jetzt an würden wir zusammen sein. Drei Jahre sind eine lange Zeit. Immer derselbe Alltag begann sehr schnell mich auszuhöhlen, meine Energien aufzubauchen. Ich kämpfte für Selbstverständlichkeiten und gegen Windmühlen. Der Kampf zermürbte mich. Was für ein Kräfteverschleiß innerhalb kürzester Zeit! Als Eleonore Offenbach erkannte ich mich bald nicht mehr. Ich nahm deinen Namen an, das Wasserelement wurde getilgt und durch den Kopf ersetzt, Offenbach durch Weishaupt. Ich habe alles frei entschieden, ich dachte, es sei mein Wollen, mein eigentliches, mein ureigenes Wollen. Wie kam ich auf die falsche Spur? Und wie kann ich mir jetzt sagen, dass dies die falsche Spur gewesen sei? Mein Kopf ist nicht mehr klar. Die Dinge haben sich mir verwirrt. Mein Blick ist verschattet.

Drei Jahre sind eine lange Zeit. Ich habe sie mit dir genossen und wurde, in einem tiefen Sinne, erst zum Mann.

Auch jetzt liebe ich dich noch und kann nicht begreifen, welche Fernen du zwischen uns legst. Ich versuche dich zu erreichen, doch ich kämpfe auf verlorenem Posten. Als du zurück kamst nach diesem allein verbrachten Wochenende, bemerkte ich sofort, dass du den Ring nicht mehr trugst, meine Handschrift abgestreift hattest. Es war ein Schlag ins Gesicht und ich war hilflos und stumm. Du hattest mir einen Brief zurückgelassen, bevor du fuhrst. »Lieber Matteo«, schriebst du darin, »ich kann hier nicht bleiben. Und ich rede nicht. Mit dir nicht, und mit niemandem. Ich frage mich, wie solche Abgründe sich auftun können, so tief, so klaffend, innerhalb so kurzer Zeit. Hast du dich jemals darum bemüht, mich wirklich zu verstehen, meine Beweggründe, meine Gefühle? Ich glaube es nicht. Schon deshalb, weil du das gar nicht kannst. Bei dir steht immer dein eigenes Ich am Anfang, auch, wenn du anderes behauptest und es nicht wahrhaben willst. Die Wahrheit ist, dass es nur um dich geht, um deine künstlerische Arbeit, deinen künstlerischen Ausdruck. Ich sollte das verstehen können, strebe ich doch auch danach. Ich hätte es wissen müssen, dass es nicht funktionieren kann mit uns, und wenn doch, dann nur, wenn ich mit Selbstaufgabe bezahle. Ich hätte es wissen müssen, nachdem ich diese schwarze Bildhaut sah und ihren Sog spürte und wusste, dass es mich versehren würde, sie und dich zu berühren. Ich hätte laufen sollen, damals, so weit ich konnte. Das war mein Impuls, doch ich blieb. Denken, Entscheiden und Handeln, sie fielen völlig auseinander, ich konnte keinen gemeinsamen Nenner für sie finden. Mein Denken führte zwar zu einer Entscheidung, doch das darauf folgende Handeln war eine von dieser Entscheidung völlig unterschiedene Sache. Das Handeln wurde, im Vollzug, ein eigenes Ding, ein sich selbst vollziehendes

Subjekt. Das war für mich eine überwältigende Erfahrung: Nicht so zu handeln, wie ich es bewusst entschieden hatte, sondern das Handeln als ein blindes Tier mit eigenem Instinkt und Wollen zu erleben. Matteo«, schriebst du weiter, »all das an negativen Gefühlen, was du auch in mir ausgelöst hast, hätte ich nicht wegblenden dürfen. Nein, ich hätte nicht genauer hinhören müssen. Ich hätte auch nicht genauer die Wahrheit und den Aussagegehalt mancher Sätze registrieren müssen. Es lag ja alles offen vor mir und ich hörte hin und registrierte sehr genau. Aber: Ich habe die Wahrheit verdrängt, die lautet, dass wir uns nicht lieben können, da du niemanden lieben kannst. Niemanden, außer die abstrakte Größe *Kunst*. Ich habe mir ein Kind von dir gewünscht. Ich habe das Kind geträumt, so oft schon. Leider reichte meine Kraft nicht aus, es in die Existenz zu träumen, dieses Kind, auch, wenn es in meinem Geist herangewachsen ist, mein Körper hellhörig wurde, meine Seele sensibel und aufnahmefähig für eine neue Realität. Du sagtest, du wünschst es dir auch, doch ich spürte sehr bald, dass der Wunsch dir äußerlich blieb, dass er nicht in deinen Zellen verankert ist, ein Wunsch, der nicht wirklich Wurzeln schlägt in deinem Inneren. Das ist die Trauerspur, die mich in der Zeit unseres Zusammenseins begleitet hat und die mein Leben unterminiert. Nein, Matteo, ich sehe nicht, dass es sich in eine Richtung bewegt, die für mich förderlich ist. Was allein mich heilen kann, ist der Samen des Lebens, den du mir nicht geben willst. Den Gedanken, dass das so ist, ertrage ich einfach nicht mehr. Ich bin wie eine Blume, die ihre Blüte öffnet, um befruchtet zu werden. Ich sehne mich nach nichts so sehr wie nach dem Samen, der mir in den Bauch gepflanzt wird, um daraus ein neues Leben entstehen zu lassen. Ich werde dafür sorgen, dass die Reihe der

Generationen, die Kette des Lebens nicht abreißt, die Linie meiner Familie nicht aufhört. Nicht mit mir! Der Gedanke ist mir unerträglich, dass mit mir die Geschichte meiner Familie zu Ende gehen soll! Dass es weitergeht, dass ich dafür Sorge, das bin ich meinen Vorfahren, dem Leben und mir selber schuldig. Der Raum zwischen uns ist verstopft – von deinem unglaublichen Aktivismus eines Lebens für die Kunst. Er macht alles andere unfruchtbar – was für ein Preis! Eine Kunst ohne Leben ist so tot, dass man sterben und vergehen muss vor Traurigkeit. Was für ein Krampf! Was will ich dir noch sagen? Ich habe noch nie einen Menschen so sehr geliebt und so sehr gehasst wie dich. Ich wünsche mir, dass alles sich löst und ich wieder Luft bekomme – zum Leben. Es geht für mich so nicht mehr weiter und die Frage ist, was tun? Alles staut sich um dich herum. Was haben wir falsch gemacht? Wir haben uns vor einem Jahr, bei unserer Hochzeit, so vieles versprochen, wir haben das frei und voller Freude getan. Wo, wann, sind die Versprechen versickert? Warum konnten wir das Glück nicht erhalten, die Träume nicht hoch halten? Wann haben wir verloren? Ich weiß das alles nicht. Ich weiß nur, dass in all dem mit dir Erlebten für mich immer auch eine Grundspur von Trauer war, die sich eigentlich auf nichts bezog, die völlig gegenstandslos zu sein schien und die ich nicht erklären konnte. Diese Grundspur von Traurigkeit wollte mich einfach nicht loslassen. Warum? Vielleicht, weil du nicht der Mann bist, der mich, oder irgendeine Frau, glücklich machen kann. Vielleicht, weil mein Körper all das schon wusste, weil mein Unbewusstes all das schon wusste, mein »Erinnerungskörper« all das schon sah, lange bevor ich es wachen Blickes registrierte. Was wissen wir schon von den verborgenen Choreografien des Lebens, von den

versteckten Spuren der Zeit im Ewigen und von jenen des Ewigen in der Zeit? Bis wohin reicht unser Ich, wo fängt es an und wo hört es auf?

Ich werde für einige Tage wegfahren, um einen freien Kopf zu bekommen. Ich muss die Kraft des Wassers spüren und mich mir selber stellen. Ich weiß nicht, wohin es gehen wird. Deine Eleonore.«

Das schriebst du, ohne jede Rücksicht.